

Schön von hinten

It Kutt



Text — Uli Digmayer

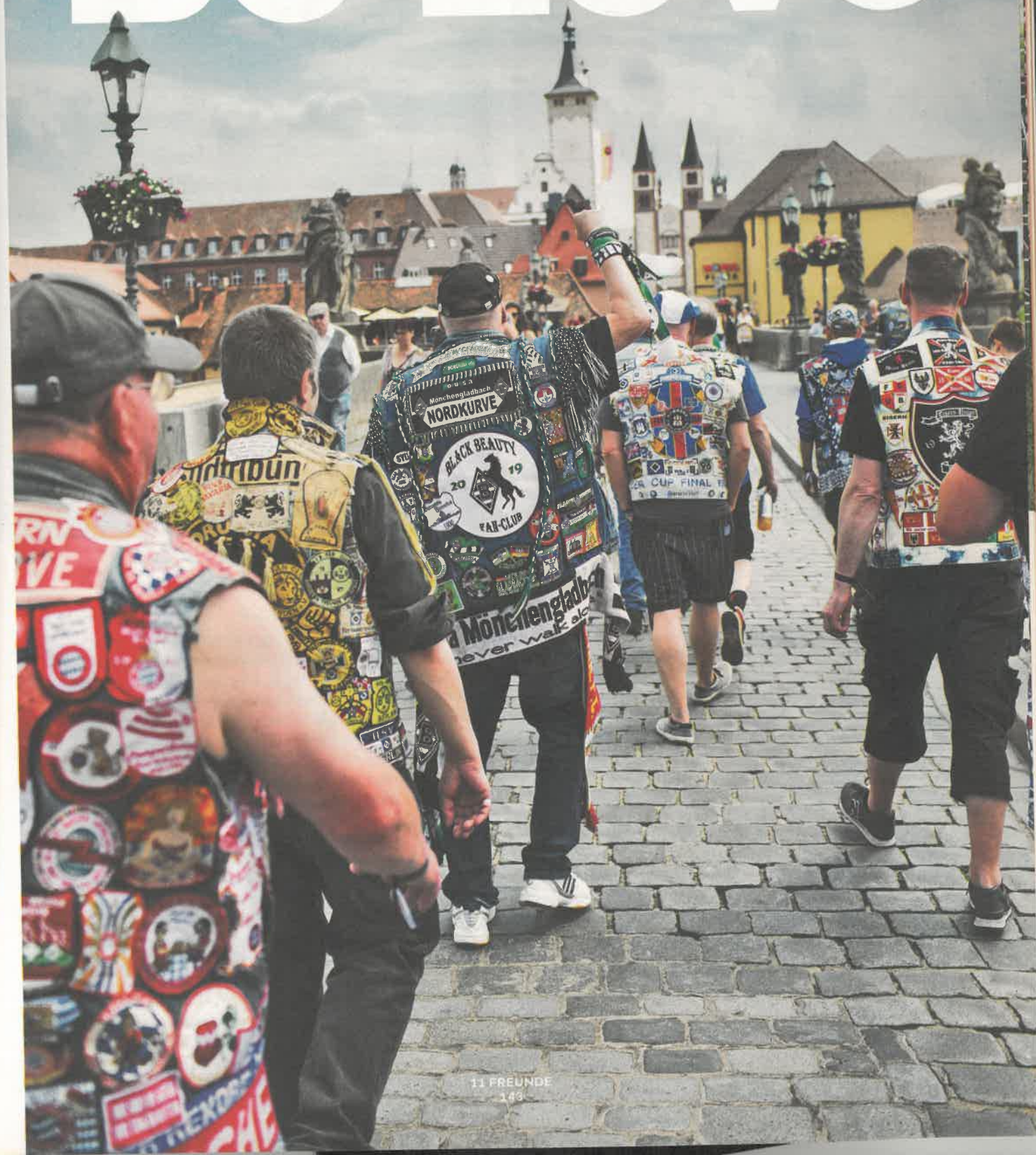
Fotos — Daniel Delang

Dortmund und Schalke, HSV und St. Pauli, Gladbach und Köln. In Würzburg trafen sich Kuttenfans von 27 Klubs und stellten fest: Jeanswesten sind eine Lebenseinstellung

11 FREUNDE
142

Schön von hinten

Be Love



11 FREUNDE
143



Kutten fallen über eine Mittelstadt her, und das beschauliche Würzburg weiß nicht, wie ihm geschieht. Der städtische Friede bleibt aber jederzeit gewahrt.



Bier formte diesen Körper und die Weste die Identität. Michael Laumen ist eine große Nummer unter den Kutten, er hat die Szene wiederbelebt und zusammengeführt.

Die bunte Karawane, die sich da an einem sonnigen Samstagmorgen durch die Gassen der Würzburger Altstadt wälzt, sorgt bei Touristen wie Einheimischen für Stirnrunzeln. Ist heute etwa Fußball? Spielen die in die Regionalliga durchgereichten Kickers oder Bayernligist WFFV? Und wenn ja: Gegen wen?

Die Vereinseembleme, die auf Jacken, Schals und Käppis prangen, sind nämlich keine Hilfe. Dortmund, Schalke, Bayern, Gladbach, Frankfurt – die halbe Bundesliga scheint plötzlich in Unterfranken präsent zu sein. Spätestens als drei unschwer als Anhänger des HSV, St. Pauli und Werder zu identifizierende Kerle Arm in Arm für ein romantisches Erinnerungsfoto posieren, mag sich mancher fachkundige Beobachter in ein hippieskes Paralleluniversum entführt fühlen. Eine Fußballwelt ohne Rivalitäten, Hass und Gewalt?

„Wir Kutten sind anders“, sagt Michael Laumen. „Kutten gehen respekt-

voll miteinander um, stehen für Anstand und Werte.“ Der kompakte Mittfünfiger aus dem niederrheinischen Kaarst-Vorst, dessen Markenzeichen eine umdekorierte Polizeimütze ist, führt nicht nur den Gladbacher Kutten-Fanklub „Black Beauty“, er ist auch so etwas wie der Pate der deutschen Szene. 230 ihrer Protagonisten haben sich auf Laumens Initiative hin auf den Weg gemacht, um mit ihresgleichen zu feiern. Und zwar die Liebe zum Fußball, zu bierschwanger Geselligkeit – 2000 Liter werden an diesem Wochenende die Kuttenehlen hinunterfließen – und zu einer ganz speziellen Fankultur, die in den Siebzigern und Achtzigern das Bild auf den Rängen dominierte, ehe immer mehr Ultras in ihrer schwarzen Einheitskluft das Kommando übernahmen.

Die verbliebenen Kutten wurden geduldet, aber oft belächelt – als freakiges Relikt einer Zeit, in der Fußball noch nach Mönnerschweiß und billigem Dosenbier roch und RB ausschließlich als Abkürzung für Regionalbahn stand. Doch ganz ausgestorben war die Kuttenkultur nie. 2018 gründete Laumen eine Facebook-Gruppe, die sich „Kuttenträger mit Tradition“ nennt und schnell regen Zulauf fand. Inzwischen sind dort 1400 Mitglieder aus sechzig Vereinen vernetzt, hinzu kommen zweihundert mit Social Media fremdelnde Gleichgesinnte. Die virtuelle Fusionierung habe geholfen, „auch rivalisierende Gruppen an einen Tisch zu bekommen“, sagt Laumen stolz. Weil Treffen bei Spielen gerade in den Profiligen wegen der strengen Fanrennung kaum möglich sind, verabredet man sich eben in der Sommerpause privat.

Das dreitägige Programm klingt allemal ambitioniert: Willkommensparty, Frühschoppen, Stadtrundgang mit

„Kutten-Werner“, Tombola, Tauschbörse, Fotosession, Kuttentaufe, Abschlussparty, noch mal Frühschoppen. Mehr Stress haben auch die Profis in der Saisonvorbereitung nicht. Im Gegensatz zu denen ist bei den Kutten von Konkurrenzkampf, Eifersüchteleien und Zoff nichts zu merken. Gleichwohl haben die Organisatoren ein detailliertes Sicherheitskonzept erarbeitet. „Man kann ja in die Leute nicht reinschauen“, sagt Laumen. Alle Teilnehmer müssen sich mit Namen und Adresse registrieren, eine eigene Security hält dezent Wache. „Es gilt die absolute Friedenspflicht, Verstöße werden mit dem Ausschluss geahndet“, heißt es in den offiziellen Benimmregeln.

Doch der Kuttengkigge kann zugeklappt bleiben. Es ist, auch wenn es klischeehaft klingen mag, eine große Familie, die sich da schwitzend an rustikalen Biertischgarnituren drängt. Eben Kuttenbrüder und Kuttenschwestern, wie sie sich selbst nennen. 27 Vereine von

der ersten bis zur fünften Liga sind vertreten. Größere Abordnungen aus Darmstadt, Mönchengladbach, Offenbach oder München-Giesing, aber auch ein paar wackere Einzelkämpfer aus Meppen, vom BFC Dynamo und der SG Wattenscheid 09. Und natürlich die Lokalmatadore des Würzburger FV. Deren Chef Didi Seitz, im zivilen Leben Hausmeister an einer Grundschule, teilt Laumens Enthusiasmus und hat mitgeholfen, Würzburg zum Kuttent-Mekka zu machen.

Das Gros der Anwesenden, darunter etwa 25 Frauen, liegt altersmäßig zwischen vierzig und sechzig Jahren. Es gibt aber auch die rüstige Gisela Kaczmarek vom OFC-Fanklub „Die Goude“, 83 Jahre alt und als Frikadellenkönigin bekannt, weil sie ihre Leute auf Auswärtsfahrten stets verlässlich mit Hackfleisch versorgt.

Die Bierbauchdichte ist enorm, verblasste Tätowierungen zeugen von wilden Jahren. Mit Bertram „Berti“ Sugg, der beim VfB Stuttgart im Aufsichtsrat sitzt und die Geschäfte des Fanklubs „Courage Gerlingen“ führt, ist auch ein Doktor der Physik vertreten. Wer also die Kuttent-Community bislang als Bewegung mit hohem Prolifaktor abgestempelt hat, muss umdenken.

Auch bei steigendem Promillepegel bleibt die Stimmung stets „tiefenentspannt“, wie Seitz später zufrieden bilanzieren wird. BVB und S04 kumpeln auf einer Bierbank, Badener singen mit Schwaben, Fans aus dem sozialen Brennpunkt Saarbrücken, Mannheim und Lautern prostern sich zu, eine Hessenfraktion aus Offenbach, Darmstadt und Frankfurt feiert in, nun ja, trauter Eintracht. *It Kutt Be Love*. Ein Schalker kann kaum glauben, was er da sieht. „Ich sitze hier mit Leuten an einem Tisch – vor zwanzig Jahren hätten wir uns die



Schön von hinten

„Du bist schön von hinten“, heißt es in einem Lied von Stereo Total. Die Fransenhaftigkeit dieses Fans von Arminia Bielefeld erinnert allerdings eher an Wolfgang Petry.

„Ich sitze hier mit Leuten an einem Tisch – vor zwanzig Jahren hätten wir uns die Schädeldecke eingeschlagen!“

11 FREUNDE
146



Kuttenverbrüderung, Kuttenjubil in vielen Facetten. Bilder, die es so im Fußballalltag (also im wirklichen Leben) nicht zu sehen geben wird. Schade eigentlich.



Schädeldecke eingeschlagen!“, kräht er euphorisiert ins Mikrofon.

Doch diese archaische Ära ist lange vorbei. „Man muss sich nicht auf die Mütze hauen. Wir wollen der Welt zeigen, dass es auch friedlich geht“, sprudelt es aus Nico Nachtigal mit vereinstypisch missionarischem Eifer heraus. Der 28-Jährige ist seit 2012 Stammgast am Millerntor auf St. Pauli und mit eigener Zaunfahne („Edelfan Nico“) angereist. Sein dreißig Jahre älteres HSV-Pendant Walter Wachner hat ganz andere Zeiten erlebt und würde sich ein bisschen hanseatische Harmonie auch im Alltag wünschen: „Vor dem Spiel am Bierstand quatschen, dann jeder in seine Kurve – so soll das sein.“ Dass das nur eine Utopie bleiben dürfte, ahnen Frank Reinelt, der seit mehr als 35 Jahren regelmäßig vierhundert Kilometer aus der Gegend um Heilbronn bis nach Gelsenkirchen fährt, und sein Ruhrpotttrivale Ralf Wolter („Wie der Schauspieler aus Winne-

tou“). Der 57-jährige Dortmunder hat den knöchellangen Kuttenmantel mit einer schicken Kuttenhose kombiniert und will sich von keinem vorschreiben lassen, „mit wem ich ein Bier trinke“.

Ein paar Sticheleien gehören dazu, manch neu geschlossene Freundschaft wirkt noch etwas fragil. „Ungewohnt“ fühle es sich an, sagt Löwen-Fan Silvio Lombardi über die plötzliche Nähe zu jenem Mann, der sich Samba nennt, aus der Nähe von Kassel kommt und unübersehbar für den FC Bayern schwärmt. Auch optisch trennen die beiden Männer Welten. Während Lombardi, ein durchtrainierter Old-School-Sechziger, seine 1985 eingeweihte Jeansjacke lediglich mit Fanklub-Aufnähern verziert hat, erinnert der Kollege von der Säbener Straße mit seinem zugepflasterten Mantel, Hut und Schals eher an ein Maskottchen. Zu viel Gedöns, findet Lombardi. Als hilfreich beim Charaktercheck erweist sich, dass Samba dem Lokalrivalen ar-

tig den Durchmarsch in die Bundesliga wünscht, „wir wollen wieder ein Derby haben“. Darauf ein Weißbier und ein Prosit der Gemütlichkeit.

Nicht alle mögen solche Akte der Verbrüderung tolerieren. Als gemeinsame Partyfotos von Offenbachern und Frankfurtern die Runde machten, gab das intern Stress mit den Ultras. Manche sind seitdem etwas vorsichtiger geworden, auch um die friedliche Koexistenz mit der heutigen Kurvenmacht nicht zu gefährden. Laumen hat jedenfalls seinen Diplomatenpass mit dabei: „Ich finde es gut, dass Fankulturen nebeneinander existieren. Jeder Verein braucht Ultras für die Stimmung und den Support, aber auch die Traditionsfans, die Trikots und Fanutensilien kaufen.“ Andere machen indes keinen Hehl aus ihrer Abgrenzung gegenüber einer Subkultur, für die „auf die Mütze hauen“ mitunter kein Tabu ist und die in ihrem Erscheinungsbild auf Geschlossenheit und Uniformität setzt.

Ganz im Gegensatz zu den Kutten, denen die ärmellose Weste nicht nur als identitätsstiftendes Element dient, sondern auch als Ausdruck ihrer Individualität. Ob ausgebleichtes Denim oder schwarzes Leder, ob klassisch knapp oder zum wallenden Umhang erweitert, ob als speckig-dreckige Kultklamotte oder in der glamourösen Haute-Kuttüre-Variante mit Bommeln, Schnüren und Leuchtdioden – jedes Exemplar ist ein Unikat. Einzigartig machen die rituell mit einem Spritzer Bier getauften und natürlich nie gewaschenen Westen ihre Patches, die, so gebietet es der Kodex, unbedingt eigenhändig aufgenäht werden müssen – oft, bis die Finger bluten. Eilt es, hilft auch mal der Heißkleber.

In Würzburg werden die mehr oder weniger kunstvoll bestickten Stoffstü-

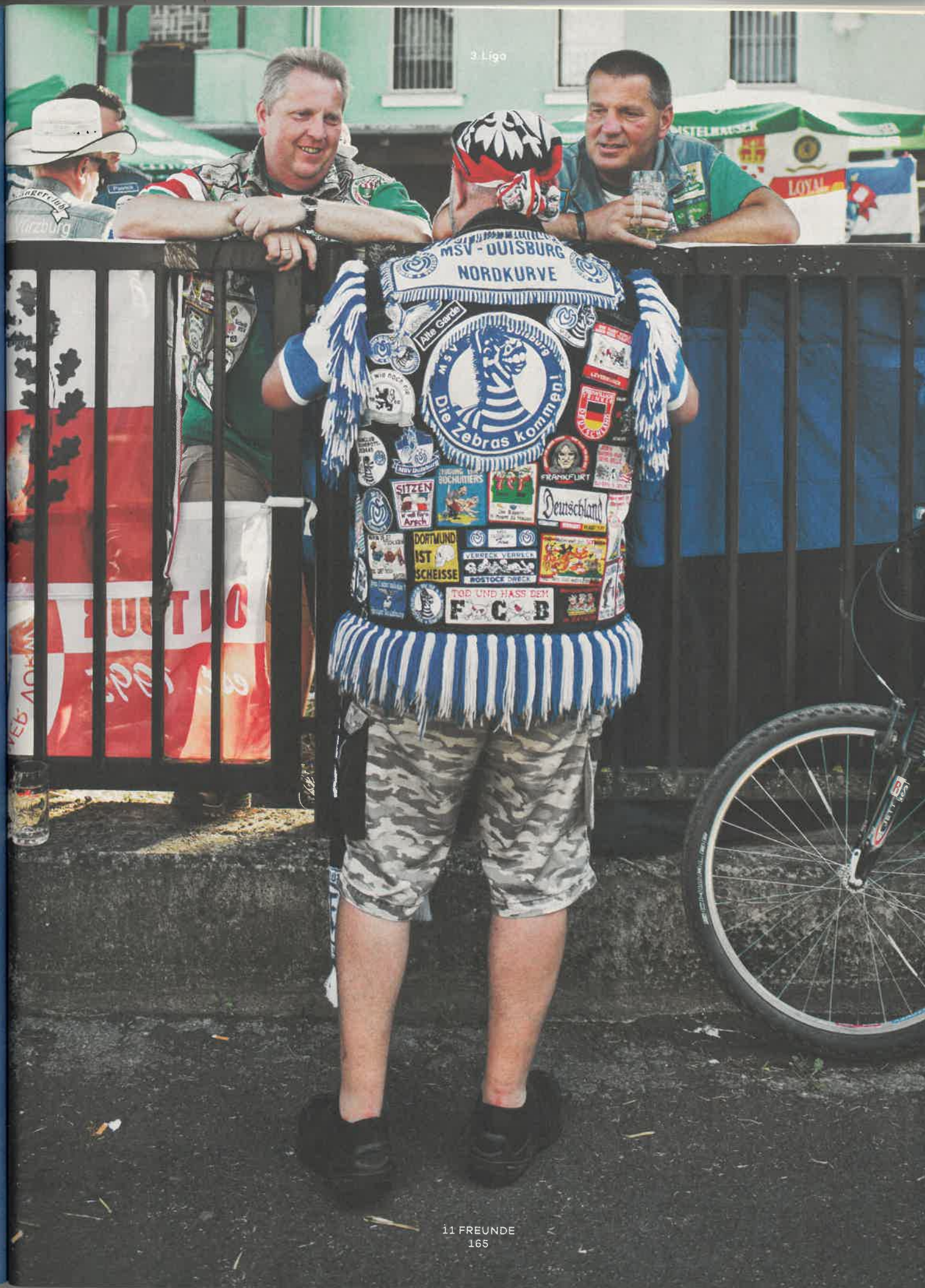
cke, die wahlweise als Visitenkarte des eigenen Fanklubs dienen, den Verein glorifizieren oder cartoonartige, gerne auch vulgäre und sexistische Motive zeigen, eifrig gesammelt und getauscht. Ein Must-have sind dabei die diversen Kuttentreffenaufnäher. Vielleicht überdecken sie ja sogar bald die eine oder andere kurventypische Anti-Parole. Slogans wie „Wir wollen keine Bayern-Schweine!“, „Gib Gladbach keine Chance!“, „Tod und Hass dem BVB!“ oder „Scheiß St. Pauli! wirken in dieser friedlichen, fast leutseligen Umgebung plötzlich seltsam deplatziert.

„Das gehört sich nicht“, findet auch Andy aus Leverkusen, der laut Selbsteinschätzung überall als „Der Indianer“ bekannt ist. „Natürlich ist die Rivalität immer noch da, aber wir sind Kutten, keine Ultras. Das ist eine andere Mentalität.“ Ein Geißbock käme ihm allerdings trotzdem nicht auf die Kutte. Alles hat schließlich seine Grenzen.

11 FREUNDE
147







3. Liga